

## Das aktuelle theologische Buch

■ **DEUTSCHE REGENTENKONFERENZ** (Hg.), *Priester für das 21. Jahrhundert*, Paderborn 2003.

[www.priesterseminare.org/download.php?file=docs/Optionen\\_Endfassung.rtf](http://www.priesterseminare.org/download.php?file=docs/Optionen_Endfassung.rtf)

■ **WINNINGER PAUL**, *Aus der Mitte der Gemeinde*. Plädoyer für neue Wege zum Priestertum. Herder, Freiburg i.B. 2003, (155).

Ähnliche Sorgen, verschiedene Sichtweisen, unterschiedliche Lösungsansätze: Die Deutsche Regentenkonferenz und ein altgedienter Priester beschäftigen sich mit aktuellen Fragen des Priestertums.

In dem Papier der Deutschen Regentenkonferenz sind zwölf Optionen, die aus einem Gesprächsprozess zwischen Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und dem Beirat der deutschen Regentenkonferenz entstanden sind und auf allen Ebenen zu einer Auseinandersetzung mit dem unverzichtbaren Weihenpriestertum anregen sollen, in Anspielung auf 1982 von Klaus Hemmerle erschienene Optionen bewusst provozierend formuliert. Ausgehend davon, dass es die Sendung des Priesters sei, an den Angelpunkten kirchlichen Lebens (Verkündigung, Sakramente, Diakonia, Koinonia) darzustellen, dass Christus Herr und Mitte der Kirche ist, werden mit theologischen Kommentaren je drei Optionen zur Bedeutung des sakramentalen Amtes, zum Dienst und Leben des Priesters, zur Priesterbildung und zur Berufungspastoral formuliert.

Stark wird die christologische Prägung des Amtes, das der Sendung durch Weihe bedarf, akzentuiert; in dem notwendigen „Mut zur Vielfalt“ pastoraler Dienste darf es nicht durch pragmatische Ersatzlösungen verdunkelt werden. Es ist also „Mut zur Lücke“ angesagt. Angesichts von Hektik, Müdigkeit oder Resignation wird der Priester durch den „Mut zum Wesentlichen“ entlastet, weil er nur das darzustellen hat, was Christus bereits getan hat. Es bleibt freilich notwendig, das Leben der Adressaten zu teilen und durch „Umsetzung“ des

Wortes und Sakramentes glaubwürdig zu sein. Das „Gegenüber-Sein“ des Amtes verhindert dessen Auflösung zu einem pneumatologischen charismatischen Dienst unter anderen.

Aus dem „Mut zur geistlichen Mitte“ folgt die Fruchtbarkeit pastoraler Tätigkeit; im „Mut zum missionarischen Geist“ zeigt sich die Kirche als selbstlos zu der Menschen Heil gesandt.

Gegen das Single-Sein des Priesters steht der „Mut zur Communio“, also die Suche nach Formen gemeinsamen Lebens, die als Oasen auch Gemeinden befruchten. Im „Mut zur Entschiedenheit“ werden Kriterien für Eignung zum priesterlichen Dienst gefordert, weil Qualität vor Quantität stehen muss. Gegen mögliche Strukturen der Überversorgung wird „Mut zur Verbindlichkeit“ in einem bescheidenen Lebensstil eingemahnt. Angesichts zu kleiner Seminarien wird „Mut zur Konzentration“ durch die Bildung größerer Gemeinschaften gefordert. Im „Mut zu Idealen“ wird die Faszination der Christus-Nachfolge betont; im „Mut zum Realismus“ wird zur gegenwärtigen Gestalt eingeladen; im „Mut zur gemeinsamen Verantwortung“ werden die Pfarrgemeinden in die Pflicht genommen.

Auch im Rahmen der geltenden Zulassungsbedingungen kommen die gemeindebezogene Dimension des priesterlichen Amtes (mit der entsprechenden Leitungskompetenz) und damit mögliche neue Ansätze in der Amtstheologie zu kurz, ist doch der Priester nicht nur die strukturelle Sichtbarkeit, dass Christus das Haupt der Gemeinde ist, sondern auch Repräsentant der Gemeinde. Es ist Zweifel angebracht, ob die starke Herausforderung zum Ideal nicht mit der Realität zu weit auseinander klappt (ohne an Umstände wie in St. Pölten zu denken!). Es werden der massive Priesterrückgang in Westeuropa beziehungsweise die Zeichen der Zeit und der Mut zu neuen Wegen nicht ins Auge gefasst.

Unter den jetzigen Möglichkeiten bleibt den Regenten wohl keine andere Perspektive, aber muss nicht die Sorge um genügend gute Priester und die Möglichkeit der Feier der Eucharistie größer sein als die unbedingte Aufrechterhaltung des Zölibats? Ist

es nicht ein Gebot der Stunde, neben dem Einsatz für das jetzige Priesterbild sich ebenso zugleich für andere, durchaus auch anspruchsvolle Möglichkeiten morgen einzusetzen? Die Gefährdung der Sakramentalität durch manche allzu pragmatische Lösungen ist wohl nur so abzuwenden. Da Strukturen nicht vom Himmel fallen, ist die Leitung der Kirche gefragt, um der Gemeinde willen Strukturen zu schaffen, die das für die Kirche Konstitutive bewahren, u. U. in Aufgabe von zeitlich Bedingtem.

Wesentlich lösungsorientierter geht Paul Winninger, geb. 1920, seit 60 Jahren Priester der Erzdiözese Straßburg, an die offenkundigen Probleme heran. Er ist kein jugendlicher Schwärmer oder Revolutionär, sondern einer, der realitätsoffen die kirchliche Lage in unseren Breitengraden, zumal den dramatischen Rückgang der Priester, sieht und aus der nüchternen Analyse dieses „Plädoyer für neue Wege zum Priestertum“ hält und die notwendigen Konsequenzen für Westeuropa und Amerika zieht, da die Laien die Priester nicht ersetzen können.

Gegen den „Pfarrgigantismus“ (20), Grund für den Erfolg der Sekten, plädiert er für eine Größe, die menschliche Nähe erlaubt. Christliches Leben bedarf „eucharistisch bewegter, mithin priesterlich betreuter Gemeinschaften“ (25), denn die sonntägliche Eucharistie ist „der vorrangige Ort und Zeitpunkt für Zusammenkunft und Austausch, die geistige Quelle“ (26). Zu den Grundrechten der getauften Christen zählt der Autor das Recht auf geweihte Priester, die ihnen de facto aber durch das Zölibatgesetz entzogen werden. Es entsteht dadurch großer Schaden, denn „eine christliche Gemeinschaft ohne Eucharistie ist theologisch undenkbar“ (39). Auch ein Bischof kann deshalb seinen Pflichten, für genügend Priester zu sorgen, nicht nachkommen, was eigentlich viele Bischöfe bewegen müsste, zu „bloßen Verwaltungsbeamten degradiert“ (46) ihr Amt niederzulegen. Winninger bezeichnet deshalb das Zölibatgesetz „juristisch nicht haltbar, ... pastoral gesehen ungerecht und verheerend“ (51). Zusammenlegungen der Pfarren sind kurzfristige „Notmaßnahmen“ (63); es braucht vielmehr „eine geistige und institu-

tionelle Anpassung an unser Zeitalter“ (63). Die Priesterweihe muss wieder neben den anderen Sakramenten ihren Platz in der christlichen Gemeinde haben.

Der Autor sieht im Zölibat den „Grund für den derzeitigen rapiden Rückgang bei den Berufungen junger Menschen und ein unüberwindbares Hindernis für die Indienstnahme von Erwachsenen“ (78). Die neun Gründe für den genannten Rückgang (81–94) in der Umwälzung durch die Postmoderne sind plausibel nachzuvollziehen. Da man auf kein Wunder warten dürfe, zwingen die Fakten „nach einer angemessenen Denkpause zum Handeln“ (91). Die Lösung wird im Ruf nach genügend verheirateten erwachsenen Männern gesehen, um die Aufgaben „Lehren, Heiligen und Leiten“ (CIC 528–530) erfüllen zu können, Laien nicht in priesterliche Aufgaben zu drängen und Priester nicht „zu bloßen Sakramentenverwaltern verkommen zu lassen“ (108). Auch wenn das Alter von 35 Jahren für Verheiratete naheliegend ist, so werden diese „Presbyter“ eher Pensionisten ab 55 oder 60 sein, die ihren Dienst bis 75 tun könnten.

Trotz des Wertes der Ehelosigkeit als evangelischer Rat und einer gewissen Affinität zu Amtsträgern ist eine Verpflichtung dazu heute mehr denn je fragwürdig, auch wenn der Zölibat nicht das größte Hindernis ist (86f.93). Um des Glaubens, um der Menschen und um des Heiles willen sind den Erfordernissen der Zeit von der Kirchenleitung entsprechende Strukturen zu entwickeln, wie es auch in früheren Zeiten geschehen ist. Nicht zu handeln bringt die Gefahr der Häresie mit sich: „Die Feier der Eucharistie, das heißt der Selbstvollzug der Kirche, wäre von einem Gesetz über das Geschlechtsleben abhängig“ (133). Nur so finden Theorie (die Wichtigkeit der Eucharistie!) und Praxis wieder zusammen und werden Priester nicht ständig überfordert.

Winninger weiß sehr wohl, dass auch dann Pastoral heute sehr schwierig bleibt, aber möglich sein wird. Sicherlich bleiben Fragen (Pfarrgröße, Ausbildung, Finanzierung, Frauen-Weihe...), er hat jedoch Recht: „Diese sind aber bei weitem nicht so schwerwiegend wie der dramatische Pries-

termangel von heute“ (151). Die vielleicht regionale Aufhebung des Zölibatsgesetzes ermöglicht neues Leben der Gemeinden, ohne dadurch den Anspruch des Evangeliums zu verwässern.

Die Analyse des Autors und seine Argumentation ist im Allgemeinen schwer zu widerlegen. Dieses Buch ist ein Zwischenruf eines loyalen Kirchenmannes, der entsprechend seinem Wissen und seiner Erfahrung laut Can. 211 § 2 u. 3 die Pflicht empfindet, „seine Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, den geistlichen Hirten mitzuteilen“. Es ist wünschenswert, wenn sich realitätsoffene und ähnlich denkende Bischöfe aufgrund ihrer Verantwortung vernetzen und in Rom für die „viri probati“ einsetzen (als ersten Schritt zu später vielleicht noch weiteren möglichen Schritten).

Lin

Walter Wimmer

## Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert betätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezensenten einen, die Verlage zwei Belege.

---

### AKTUELLE FRAGEN

---

■ ECKMANN DIETER, *Zweite Entscheidung*. Das Zurückkommen auf eine Lebensentscheidung im Lebenslauf. (Erfurter Theologische Studien, Bd. 84) Benno-Verlag, Leipzig 2002. (344). Kart. € 24,70 (D).

Mit dieser Studie, die im Sommersemester 2002 von der Theologischen Fakultät Erfurt als Dissertation angenommen wurde, greift Dieter Eckmann eine brisante und dringliche Thematik auf: die Erfahrung von Lebens(um)brüchen, welche die bisherige Entwicklung, Lebensplanung und -form radikal in Frage stellen, aber gerade so eine Chance für eine konstruktive Weiterentwicklung und Neuentscheidung sein können. Eckmann nennt jenen Prozess, in dem der Mensch versucht, solche Schlüsselsituationen „durch ein Wiederholen und Vertiefen der ersten Entscheidung (oder gegebenenfalls auch durch eine korrigierende Entscheidung) in das Lebenskonzept einzuordnen“ (57), eine „Zweite Entscheidung“ – verstanden nicht als beliebige Wiederholung oder Revision eines Entschlusses, sondern als

einen vertieften Entscheidungsakt, „der die Not des Nachreifens in der einmal getroffenen Wahl zum Ausdruck bringt“ (46). Nach der Problemskizzierung im ersten Kapitel (9–58), in der die Herausforderung der Identitätsfindung und des Traditionsverlustes in einer individualisierten und ausdifferenzierten Gesellschaft aufgezeigt wird, verknüpft der Autor das Thema der „Zweiten Entscheidung“ im zweiten Kapitel (59–127) mit Ansätzen der geistlichen Theologie und Ethik, um – nicht zuletzt am Beispiel der Heiligen – zu zeigen, „dass im Fluss der Geschichte und der Biographie eines Menschen Lebensentscheidungen nicht nur offen bleiben oder überholbar sind auf neue Konflikte und Situationen hin, sondern dass diese Offenheit – bzw. Unsicherheit und Unbestimmtheit einer ursprünglichen Entscheidung – sich oft erst in einer Zweiten Entscheidung so sammelt, dass nun Beständigkeit und gelingendes Leben möglich werden“ (127). Im dritten Kapitel (129–239) arbeitet Eckmann drei exemplarische Denktypen heraus, die das Phänomen einer „Zweiten (Lebens-)Entscheidung“ zugänglich machen: Erstens die Mystik des Dominikaners Johannes Tauler (ca. 1260–1327/28), der in seinem geistlichen Zeugnis „nichts so fürchtet wie den Stillstand des Lebens“ (153); zweitens den existenzphilosophischen Zugang von Sören Kierkegaard (1813–1855), der mit der Figur der „Wiederholung“ die Möglichkeit einer Zweiten Entscheidung begreift als „eine durch eine Krise ausgelöste, durch einen Prozess der Selbstwahl hindurchgegangene und im Glauben sich manifestierende Bewegung, etwas Vergangenes so in das Leben zu integrieren, dass es die Zukunft neu bestimmen kann“ (201), und drittens den Ansatz der Transaktionalen Analyse nach Eric Berne (1910–1970), durch die der Mensch befähigt werden soll, „trotz aller unverschuldet erlittenen Mängel und Beeinträchtigungen selbst die Verantwortung zu übernehmen, sein Geworden-Sein nicht als Schicksal hinzunehmen, sondern offen zu werden für mögliche Veränderungen“ (235). Auf dem Hintergrund dieser drei Denktypen fasst das vierte Kapitel (241–298) die Gestalt einer Zweiten Entscheidung als „reflektierte Innenseite einer ersten Entscheidung“ (247) auf. Eine wichtige These dieses Buches lautet daher: „Zweite Entscheidung heißt somit, eine (mehr oder weniger reflektierte) erste Entscheidung noch einmal unter der Hinsicht einer notwendigen Konkretisierung des eigenen Lebens auf eine Gestalt hin zu wiederholen, zu vertiefen, zu präzisieren – gegebenenfalls auch zu revidieren“ (252). Dieser Prozess, den Eckmann vor allem an den Beispielen ehelicher Beziehung und priesterlicher Lebensform konkretisiert, weist fünf Elemente